



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Mencken, H. I.: Das amerikanische Credo : (Fortsetzung aus Heft 8). IV. :  
Amerikas Demokratie

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Das amerikanische Credo

Von H. V. Mendon, Baltimore

(Fortsetzung aus Heft 8)

### IV.

#### Amerikas Demokratie

Ich muß noch einmal betonen, daß ich all diese Tatsachen nicht im Zorn und auch nicht aus Tadelsucht, sondern mit vollkommener Gelassenheit, lediglich als beschreibender Soziologe berichte. Dieser Gemütszustand findet nur wenig Verständnis in Amerika, wo alle menschlichen Regungen durch Leidenschaftlichkeit gesteigert werden und sogar so düstere Wissenschaften wie die Paläontologie, die Pathologie und die vergleichende Sprachforschung durch Vaterlandsliebe und andere heftige Neigungen stark gefärbt werden. Der typisch amerikanische Gelehrte leidet furchtbar unter der Nationalkrankheit: er schwebt in dauernder Angst. Entweder fürchtet er, daß irgend ein Käsehändler aus dem Kuratorium seine Entlassung beantragt, weil er eine Ansichtspostkarte von Prof. Dr. Scott Nearing bekommen hat, oder daß irgend ein verschmitzter, schurkischer Deutscher oder Franzose seine Mogeleyen entdeckt und anzeigt. Entweder macht er sich Sorgen, daß der Ausländer ihn hereinlegen will, oder daß irgend ein Konkurrent, dessen Frau liebenswürdiger gegen den Rektor der Universität oder der beliebter bei den College-Athleten ist, ihn um die Privatdozentur bringen wird. Auf allen Seiten von Befürchtungen geplagt, macht er sich durch einen bekannten psychologischen Prozeß — in Jornesausbrüchen Luft. Was er sagen will, spricht er in ärgerlich grollenden Worten aus, wie ein Neger eine kampflustige Kirchenhymne ansimmt, wenn er nachts an einer medizinischen Klinik vorbeigehen muß. Kurzum, er betont seine Korrektheit mit Geschrei.

Während des Krieges, zu einer Zeit, in der besonders Mißtrauen und infolge dessen besonders gefährliche Situationen an der Tagesordnung waren, wurde von dem Eifer — die Gesinnungstreue durch Wut zu befeuern — sehr stark Gebrauch gemacht. So gab einer der bedeutendsten amerikanischen Zoologen ein Werk heraus, in dem er zuerst die deutsche Benennung einer Spezies für verständnislos, lügenhaft und gotteslästerlich erklärte und sich dann allmählich zu der Behauptung verstieg, daß jeder Amerikaner, der in eine Scheibe Rinderbrust mit Meerrettigsauce hineinbeißt, der hinter geschlossenen Fensterladen nach dem „Simplizissimus“ schielt, oder seinen Kindern einen Hampelmann kauft, der in Deutschland fabriziert worden ist, ein Staatsverräter und ein geheimes Werkzeug der Wilhelmstraße ist. Ebenso haben amerikanische Pathologen und Bakteriologen Professor Ehrlich ungefähr für einen Quacksalber erklärt, den Krupp zur Vergiftung von Amerikanern eigens gedungen hat; sie haben ihren frommen Schauder vor dem verstorbenen Professor Koch dadurch bekundet, daß sie in ihren wissenschaftlichen Abhandlungen jede unumgänglich notwendige Anerkennung seiner Verdienste geflissentlich unterdrückten. Zuguterletzt kam noch die ganze, aus „zweitausend amerikanischen Historikern“ bestehende Schar, die von Herrn Creel aufgeboten worden war, um auch die Volkskreise in die neue amerikanische Geschichtslehre einzuweißen, — eine Theorie, welche die Revolution als die beslagenwerte Ruhestörung eines sonst glücklichen Familienlebens darstellt, die von deutschen Intriganten vorsätzlich angezettelt worden war. Diese Schar erreichte den Siedepunkt der sittlichen Entrüstung, als sie die berühmten Siffon-Dokumente, — zum widerlichen Entzücken ihres englischen Verfassers — mit ihrem Beifall beschenkte.

Wie gesagt, ich bin von jener himmelanstrebenden Leidenschaftlichkeit frei und muß daher meine Beobachtungen in der trockenen, phantasielosen, unbewegten

Art vorbringen, — als wäre ich ein Zahnarzt, der seinem Patienten einen Zahn zieht. Man kann mich sogar, ohne Übertreibung, einen Gefühlsidioten nennen. Meine Krankheit ist ein angeborener Verdacht, daß mein Nebenmann letzten Endes recht, oder wenigstens zum Teil recht haben könnte. Im vorliegenden Falle ist es nicht meine Absicht, die eben geschilderte Methode der Umgehung aller wichtigen Fragen zu rügen, — ich will sie lediglich erwähnen. Tatsache ist, daß sie bestimmte, ganz unerkennbare Vorteile hat und vermutlich in einem demokratischen Staatswesen unvermeidlich ist. Man vertritt allgemein den Standpunkt, daß für die Wohlfahrt der Demokratie die Redefreiheit unerlässlich ist. Aber ich lege keinen Wert auf dieses Dogma. Im Gegenteil, es gibt ersichtliche Gründe, die dafür sprechen, daß die Redefreiheit für eine Demokratie gefährlicher ist, als für jedes andere Regierungssystem. Und zweifellos sind diese Gründe, wenn auch nur unbewußt, die Triebfeder für die ganz ungewöhnliche Kollektion der während der Kriegszeit gegen literarische Neuerscheinungen erlassenen Unterdrückungsmaßregeln. In einem demokratischen Staate ist es die Hauptsache, daß das Verbleiben der führenden Männer am Ruder von der Billigung der Volksmehrheit abhängig ist. Während sie praktisch ihr Amt ausüben, sind sie leider theoretisch fast vollkommen unverantwortlich, aber ihre Amtsdauer ist gewöhnlich eine so kurze, daß sie stets einer nahe bevorstehenden Prüfung ihrer Tätigkeit gewärtig sein müssen. Und so wird die Art, wie sie von ihrer Macht Gebrauch machen, auch wenn sie diese Macht in vollem Maße innehaben, meist stark durch die Furcht beeinflusst, daß sie abgeurteilt und an die Luft gesetzt werden können. In neuerer Zeit ist tatsächlich das Dogma entstanden, daß sie zu allen Zeiten die Verantwortung zu tragen haben und auf jeden Umschwung in der Volksstimmung, unbekümmert um ihre persönlichen Neigungen, eingehen müssen. Es hat sich sogar die Gewohnheit herausgebildet, sie in aller Form durch die sogenannte Abberufung zu strafen. Das bedingungslose Ergebnis besteht darin, daß ein Staatsbeamter in einem demokratischen Staate verpflichtet ist, während seiner gesamten Amtsdauer Rücksicht auf den Volkswillen zu nehmen und nicht darauf rechnen darf, irgend einen eigenen, als solchen erkennbaren Plan zur Ausführung zu bringen, wenn die Plebs dagegen aufgehetzt worden ist.

Die Schwierigkeit dieses Systems besteht nun darin, daß der Mob nicht auf dem Wege der Logik, sondern gefühlsmäßig zu seinen Schlussfolgerungen kommt, und daß er über alle öffentlich zur Entscheidung stehenden Fragen, — mit Ausnahme einer ganz geringen Minderheit, — immer unzureichend und ungenau unterrichtet ist. So fängt er, — von geschickten Demagogen und Böbelpropheten angeschürt, — stets leicht Feuer. Und da die Hezer nur von der Hoffnung beseelt und geleitet sind, die derzeitigen Staatsbeamten herauszugraulen und das Amt für sich zu gewinnen, so muß jeder Beamte sie unvermeidlich als Feinde und ihre Lehren als eine Aufforderung zum Umsturz der rechtmäßigen Regierung betrachten. Und diese Auffassung ist nicht nur selbstsüchtig. Sie enthält in der That eine ganz gesunde Logik, denn es ist eine Eigentümlichkeit der Sinnesart des Volkes, daß es stets am bereitwilligsten dem Gehör gibt, — was an sich das Blödsinnigste ist, — daß sie von zwei gegnerischen Führern dem folgt, der den kürzesten Verstand besitzt und die meisten klingenden, inhaltslosen Worte macht. So muß der Beamte, wenn es ihm verstattet sein soll, seine Obliegenheiten in einer annähernd freien und angenehmen Form zu erfüllen, Maßnahmen gegen diese Neigung zu sinnlosen Angriffen treffen.

Dazu bieten sich sogleich drei Möglichkeiten: erstens Maßregeln gegen die Böbelpropheten zu ergreifen, indem man sie als Verräter bloßzustellen sucht und dadurch den Böbel gegen sie aufbringt, — mit einem Wort, ihnen ihr verfassungsmäßiges Recht auf Redefreiheit durch Strafparagrafen entzieht. Zweitens: eine Verbindung dieses Systems mit einem zweiten Versuch, der darin besteht, das ganze Land durch ein Aufgebot von Zeitungsagenten, Chautauquaus und anderen

derartigen Irrlehrern mit amtlichen Nachrichten zu überschwemmen. Drittens: die Böbelpropheten mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen, ihre Einwirkung auf das Gefühlsleben durch noch stärkere Einflüsse zu beantworten und ihre unklaren Beschwichtigungsreden durch noch unbestimmtere und besänftigendere Phrasen zu überbieten.

Seit den Anfangstagen der Republik sind diese drei Systeme in Wirksamkeit gewesen. Die alten Föderalisten wandten die beiden ersten Systeme mit solcher Ausdauer an, daß der damalige Böbel schließlich auffässig wurde. Alle drei sind inzwischen von Dr. Wilson bis zur denkbar höchsten Vollendung ausgebaut worden, von einem Manne, der so unerschütterlich an seinen Moralbegriffen festhält, daß dieser Treue höchstens die glänzende Geschicklichkeit gleichkommt, mit der er jedes Vorurteil und jede Schwäche des kleinen Mannes auszubeuten versteht. Aber so hoch- und vielseitig begabte Männer gibt es nicht alle Tage. Im allgemeinen ist das Oberhaupt eines demokratischen Staates ipso facto nicht der tüchtigste Böbelprophet in seinem Lande, sondern nur einer der tüchtigsten. Vielleicht wäre er unter annehmbaren Bedingungen imstande, es mit jedem einzelnen Nebenbuhler aufzunehmen, aber nur selten kann er sich mit der ganzen Meute, oder auch nur mit einem größeren Rudel messen. Um ihn von dieser Schwierigkeit zu befreien, und somit die unaufhörlichen sinnlosen Angriffe des Böbels zu verhüten, müßte allen anderen Böbelpropheten ein Hindernis in den Weg gelegt werden. Das geschieht am nachdrücklichsten durch Einschränkung der Redefreiheit, die mit Paragraphen anfängt und allmählich die Form und Wirksamkeit nationaler Sitten annimmt. Gerade auf diesem Entwicklungswege sind diese Beschränkungen in den Vereinigten Staaten herausgebildet worden. In den ersten Jahren der Republik, als gesetzliche Bestimmungen entstanden, wurden sie teilweise wieder aufgehoben, aber alles, was eine verständige Grundlage besaß, blieb als Gewohnheitsrecht bestehen.

Man kann nicht verkennen, daß sogar Dr. Wilson trotz seiner gewaltigen Begabung für das dritte, oben erwähnte System, während seiner zweiten Amtsperiode in eine üble Lage geraten wäre, wenn er nicht auch die beiden anderen Methoden angewandt hätte. Stellen wir uns einmal vor, daß im Sommer 1917 in den Vereinigten Staaten die unbedingte Redefreiheit an der Tagesordnung gewesen wäre! Die Post wäre mit sozialistischen und pazifistischen Schriftstücken überschwemmt worden, jede Straßenede hätte ihren freischwärmenden Winkelrechner gehabt. Die Zeitungen hätten durch ihr Angstgeschrei sogar das Himmelsgewölbe ins Wanken gebracht, und die allgemeinen Gewissensbedenken wären zur Volksraserei ausgeartet. Angesichts dieser aus Furcht und unsinnigem Gewäsch gemischten Sündflut hätte die deutsche Propaganda überhaupt die Hände in den Schoß legen können; vermutlich hätten sich ihre Werkzeuge zum großen Teil durch ihr verhältnismäßig maßvolles Benehmen verdächtig gemacht und wären als Agenten der amerikanischen Munitionspatrioten gehängt worden. Denn man darf nicht vergessen, daß der Böbel sich bestimmt nicht zu dem hingezogen fühlt, der die verständigste Logik und die vornehmsten Ziele vertritt, sondern zu dem, der den größten Lärm schlägt. Und ohne die künstlichen Hilfen eines großen und vielgestaltigen Zeitungsagentenkonzerns, ohne die Befugnis, jeden besonders rührigen Widersacher ohne weiteres einzusperren, wäre selbst der Präsident der Vereinigten Staaten außerstande, die ganze Bunt niederzubrüllen.

Es muß selbst dem fanatischsten Anwalt der Redefreiheit einleuchten, daß es in Kriegszeiten von höchster Wichtigkeit ist, jede derartige innere Schreckensherrschaft hintenanzuhalten. In einer so schwierigen Lage muß man mit aller Energie eine einheitliche Politik verfolgen, was offenbar unmöglich wäre, wenn die Volkskreise ohne Sinn und Verstand von einem falschen Messias zum anderen übergehen und die Regierung immer ihren neuesten Götzen aufdrängen wollen. Wenn man nun vielleicht auch den Sozialisten, die durch eine Art Lynchgesetz zum

Kerker verurteilt worden sind, weil sie von ihren einfachen verfassungsmäßigen Rechten Gebrauch machen wollten, wenn man vielleicht auch den Pazifisten, die von Böbelhaufen unter Führung von Regierungsagenten — geteert und gefedert worden sind, wenn man möglicherweise auch denen, die aus Gewissensbedenken Opposition gemacht haben und im Militärgefängnis durch Hunger und Prügel zu Tode gemartert worden sind, — wenn man diesen Leuten auch vielleicht ein paar Tränen nachweint, so muß man doch die unbedingte Notwendigkeit dieser barbarischen Strafen einsehen.

Die Opfer waren zumeist Narren, die an Märtyrer-Zwangsvorstellungen litten; es war ihr ausgesprochener Wunsch, sich für den „höheren Zweck“ zu opfern. Diese Sehnsucht wurde erfüllt, zwar nicht in der von ihnen erhofften Form, aber doch in einer Art, die jedem unparteiischen Zuschauer ein Gefühl tiefer, wenn auch etwas beschämender Befriedigung gewährt haben muß.

Eine Republik hat hauptsächlich den Volkspredigern zu fürchten, der seine Sache so führt, daß er die prächtigen Theorien, welche dem geltenden Regierungssystem zugrunde liegen, auf die reale Wirklichkeit überträgt. Er ist viel gefährlicher als der wirkliche Revolutionär, der neue, oder wenigstens für den Mob neue Gedanken mitbringt und deshalb die angeborene Abneigung der unteren Volksschichten gegen jede Neuerung überwinden muß. Aber der Weltverbesserer, der in einem demokratischen Staate seine Sache auf die Grundsätze stützt, auf denen die Demokratie beruht, hat ein leichtes Spiel. Das Volk ist mit ihnen vertraut und brennt darauf, sie praktisch verwirklicht zu sehen.

Der verstorbene Cecil Chesterton zeigt uns in seiner wohl durchdachten „Geschichte der Vereinigten Staaten“, wie Andrew Jackson auf diesem Wege zur Macht gelangte. Jackson war, wie er sagt, schlechthin ein so harmloser Mensch, daß er die erhabenen Dogmen der Unabhängigkeitserklärung ohne jedweden kritischen Zweifel entgegennahm und „tatsächlich so handelte, als wenn sie bare Münze wären“. Die Erscheinung eines solchen Mannes, so berichtet er weiter, war für die politischen Aristokraten etwas Entsetzliches. Sie selbst predigten natürlich diese Lehren Tag für Tag und wählten sie zur Grundlage ihrer gesamten Politik, — aber sie gingen doch nicht so weit, daß sie ihre Theorien wirklich zur Tat werden ließen. Als Jackson nun von den Bergen herabstieg, dieselben tönenden Worte sprach und noch das feierliche Gelübde hinzufügte, diese Lehren wahr zu machen, — als er so zu ihnen herniederfuhr, da entriß er ihnen ihre Donnerkeile, vernagelte ihre Geschütze und hatte sie nach kurzem Kampfe abgetan. Die Sozialisten, die Fanatiker der Redefreiheit, die Gegner der Wehrpflicht und des Militarismus und andere ähnliche demokratische Maximalisten aus den Jahren 1917 und 1918 waren im wesentlichen nichts anderes, als eine neue, gewaltige Vielfaltigung von Jackson. Die Sache, der sie dienten, beruhte auf Grundgedanken, die von allen guten Amerikanern für recht befunden und von den höchsten Staatsbeamten dauernd aufs neue bestätigt wurden. So war es höchst wahrscheinlich, daß sie, wenn es ihnen nicht verwehrt wurde, sich beim Publikum ein williges Ohr zu erschmeicheln, schnell eine Stimmenmehrheit zusammenbringen und auf diese Weise die Leitung der Dinge in die Hand bekommen würden. Um die damals schwebenden großen Unternehmungen zum guten Ende zu führen, wurde es notwendig, alle diese Unheilstifter mundtot zu machen, und so geschah es! — Dieses Vorgehen war natürlich theoretisch eine Verletzung ihrer herkömmlichen Rechte und daher theoretisch unamerikanisch. In der Tat sprach die ganze Theorie zugunsten der Opfer. Aber der Krieg ist keine geeignete Zeit für Theorien, und ein Mann, der über eine Kriegsmacht gebietet, wird sich nicht auf Unterhandlungen einlassen.

(Fortsetzung folgt)